



CHRISTOPH RIBBAT

WIE DIE QUEEN

DIE DEUTSCH-JÜDISCHE
GESCHICHTE
EINER SEHR BRITISCHEN
SCHRIFTSTELLERIN

INSEL



CHRISTOPH RIBBAT

WIE DIE QUEEN

Die deutsch-jüdische Geschichte
einer sehr britischen Schriftstellerin

Mit zahlreichen Abbildungen

INSEL VERLAG

Erste Auflage 2022

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022

Umschlagabbildung und alle Innenabbildungen mit Ausnahme
der Abbildung auf Seite 40: © Tom Barker, Clun (UK)

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Satz: Eberl & Koesel Studio GmbH, Altusried-Krugzell

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert:

climatepartner.com/14438-2110-1001.

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17943-6

www.insel-verlag.de

WIE DIE QUEEN

Dies ist die Lebensgeschichte der Autorin Kathrine Talbot. Der Biograf stützt sich auf ihre Briefe, Tagebücher und autobiografischen Texte, auf Interviews mit Zeitzeugen und historische Dokumente. Für jeden Fehler trägt er die Verantwortung. Und ihm ist bewusst, dass diese Schriftstellerin von Biografien nicht viel hielt.

INHALT

1	Steine	11
2	Englisch	15
3	Wind	37
4	London	55
5	Cornwall	71
6	New York City	87
7	Holz	107
8	Sussex	121
9	Thomas	141
10	Die Tür	159
11	Die Reiseschreibmaschine	185
	Über dieses Buch	199
	Anmerkungen	203

STEINE

Die Haushaltshilfe ist neunzehn Jahre alt. Sie träumt davon, Schriftstellerin zu werden. Sie wird an einem Montag deportiert. Gerade ist sie mit der Wäsche beschäftigt. Es ist ein besonders warmer Tag im Mai. Sie schaut aus dem Fenster und denkt: Draußen, in der Sonne, werden die Sachen schnell trocknen. Eine herausragende Haushaltshilfe ist sie sicher nicht. Aber das immerhin weiß sie.

Es geht in diesem Land ein Gerücht um. Man sagt, Dienstmädchen wie sie seien imstande, Piloten feindlicher Flugzeuge geheime Signale zu übermitteln. An Wäscheleinen in Gärten könnten sie Hosen, Hemden, Laken auf bestimmte Art und Weise aufhängen. Ein Grund, sie in Lager zu sperren.¹

Der Polizist, der sie abführen soll, hat seine Frau mitgebracht. Diese sagt, sie müsse eigentlich selbst Wäsche waschen, bei sich zu Hause. Aber sie hilft beim Deportationsvorgang. Die Frau rät ihr, trotz des Wetters auch warme Sachen mitzunehmen. Nur für den Fall. Das klingt nicht gut.

In ihrem Zimmer sucht die Haushaltshilfe nach Kleidung für Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Ihre Eltern würden in diesem Moment von ihr erwarten, mutig zu sein und ruhig zu bleiben. Die Polizistengattin sieht ihr beim Packen zu. Die Haus-

haltshilfe faltet zusammen, stapelt, räumt ein, schaut von ihrem Koffer auf und bemerkt: Der Frau stehen Tränen in den Augen.

Zuerst wird die Haushaltshilfe in ein Gefängnis gebracht, in der nächstgrößeren Stadt. Hier kommt sie mit etwa fünfzig anderen Frauen zusammen. Sie alle wurden aus den Dörfern und Kleinstädten der Umgebung deportiert.

Sie selbst hat sich vor eineinhalb Jahren mit falschen Papieren in dieses Land geflüchtet. Eintausend Kilometer südlich von hier hat ein Herr hinter einem Schreibtisch ihr einen Tipp gegeben und ein anderer Herr hat für sie Unterlagen gefälscht. Er hat den Namen einer Schule eingetragen, die sie angeblich besuchen werde. Der Trick hat funktioniert. Auch ihre Eltern haben versucht zu fliehen, auf legalem Wege, und erst sah es gut für sie aus, aber jetzt nicht mehr. Sie hat eine Schwester, der sie noch nie in ihrem Leben begegnet ist. Eine Haarsträhne von ihr hat sie gesehen. Kennenlernen wird sie ihre Schwester nie.

Nach zwei Nächten in Haft geht es weiter zu einem Bahnhof. Mehr Deportierte kommen dazu, Hunderte Frauen jedes Alters, einige mit ihren kleinen Kindern. Sie steigen in einen Zug, der fährt, anhält, langsam weiterfährt, wieder anhält, stehen bleibt, stundenlang. Es ist heiß im Zug. Die Frauen und Kinder haben Durst, haben Hunger, haben Angst. Säuglinge schreien, schlafen und schreien wieder. Die Regierung hat Wissenschaftlerinnen deportieren lassen, Musikerinnen, Bildhauerinnen, Krankenschwestern, viele Dienstmädchen, einige Nonnen, viele Hausfrauen. Eine der Frauen in ihrem Waggon hat sechs Söhne. Alle sechs sind Soldaten und kämpfen für das Land, das jetzt ihre Mutter einsperrt.

Zwölf Jahre später wird die Haushaltshilfe in der Sprache, die sie gerade erst richtig lernt, ihren ersten Roman veröffentlichen.

Drei Jahre danach wird der nächste Roman erscheinen und noch einmal vier Jahre nach dem zweiten Roman der dritte. Die internationale Presse wird ihre Werke preisen und nur einige Aspekte bemängeln. Als Schriftstellerin wird sie nicht in der ganzen Welt gelesen werden, aber zumindest auf beiden Seiten eines Ozeans. Als »geborene Romanautorin« wird eine einflussreiche Zeitung sie bezeichnen.

Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Dann kommen die Frauen im Bahnhof einer großen Stadt an. Man führt sie aus dem Gebäude heraus. Dort stehen Busse bereit. Sie steigen ein, die Türen schließen, die Busse fahren los, durch die Stadt. Die Haushaltshilfe schaut aus dem Fenster. Die Leute, die hier am Straßenrand stehen, haben anscheinend auf sie, die Deportierten, gewartet. Sie werfen Steine auf die Busse. Wer keine Steine gefunden hat, aber dennoch etwas werfen will, schleudert Erdklumpen. Die Leute werfen Erde und Steine, weil sie die Frauen, die in den Bussen sitzen, verabscheuen: Frauen wie sie.

Man führt sie in Lagerhäuser am Hafen. Die Gebäude stehen wohl schon länger leer, sind schmutzig und verstaubt. Sechs Toiletten gibt es, für Hunderte von Frauen. Die Klos sind schnell verstopft. Dass die Deportierten menstruieren könnten, hat niemand bedacht.

Niemand sagt ihnen, wie es weitergeht und wohin sie gebracht werden. Im Gefängnis gab es noch Strohmattentzen, hier nur den kahlen Holzboden. Nachts liegt die Haushaltshilfe wach und beobachtet, was in den Lagerhallen vor sich geht. Frauen stehen auf, ziehen durch die Dunkelheit. Sie hört Schreie und Gemurmel.

Sie schwört sich: Eines Tages wird sie über diese Erfahrungen schreiben. Aber es wird ihr schwerfallen, das in die Tat umzuset-

zen. Von dem, was sie jetzt erlebt, was sie vor der Flucht und auf der Flucht erlebt hat, von dem, was ihre Eltern, ihre Schwester, ihre ehemaligen Nachbarn erleiden werden, wird sie sehr lange Zeit nicht erzählen wollen oder nicht erzählen können. Als es irgendwann doch geht, wird es fast schon zu spät sein.

Damen einer Wohlfahrtsorganisation tauchen auf. Sie haben Teekannen dabei. Der Tee ist gesüßt. Zweimal am Tag gibt es Eintopf, ziemlich dünn, dazu pro Person zwei Scheiben Weißbrot und Margarine. Nach der dritten Nacht werden die Deportierten wieder zu Bussen geführt. Die ganze Welt wird diese Stadt eines Tages lieben, weil sie so fantastische Musiker hervorbringt. Originelle Frisuren werden diese jungen Männer haben. Alles, was du brauchst, ist Liebe, Liebe, werden sie singen. Liebe ist alles, was du brauchst. Die Haushaltshilfe wird der Stadt und ihren Steinwerfern nie verzeihen.

Diese Fahrt dauert nur zwei Minuten. Als der Bus hält, sind sie nach wie vor am Hafen. Die Türen öffnen sich. Mit all den anderen Frauen wird die Haushaltshilfe auf ein Schiff geführt. Hunger hat sie, fühlt sich schmutzig.

Das Schiff legt ab, lässt den Hafen hinter sich. Nach einer Weile klingelt eine Glocke. Was das bedeuten könnte, wissen die Frauen nicht. Also zeigen sie keine Reaktion. Irgendwann kommt einer der Seeleute und weist sie ins Innere. Auf langen Tischen stehen dort Papiertaschen, und jede Frau bekommt eine von ihnen in die Hand gedrückt. Sie öffnen die Tüten und schauen hinein. Als ihnen klar wird, was sich darin befindet, brechen viele der Frauen in Tränen aus.

ENGLISCH

Im November 1938 steigt Ilse Eva Groß, siebzehn Jahre alt, in Zürich in ein Flugzeug. Ihr Ziel ist Croydon, Londons internationaler Flughafen. Die Maschine hebt ab und nimmt Kurs auf das Land, das sie achtzehn Monate später deportieren wird, als »enemy alien« der Kategorie »B«.

Aufgewachsen ist Ilse in der Gaustraße in Bingen. Die Nahe mündete in den Rhein, Burg Klopp stand auf dem Kloppberg und der Mäuseturm auf der Mäuseturminsel. Mit Mutter, Vater, Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen hat sie ihre Binger Kindheit erlebt. Ohne ihre Schwester. Dennoch war es eine glückliche Zeit, bis zu Ilses Zusammenbruch.

Sie ist die Tochter eines Weinhändlers. Die Binger Firma W. Gross Söhne, gegründet 1835, führten Otto und Ernst Groß, ihre Onkel, und Karl Groß, ihr Vater. Der Name »Groß« wird mal »Groß« und mal »Gross« geschrieben. Sie, Ilse Groß, wird siebenundsechzig Jahre ihres Lebens in Ländern verbringen, die das »ß« nicht kennen.

Ihre Reise hat in Genf begonnen. Eigentlich hätte sie mit dem Zug durch Frankreich fahren sollen. Aber es gibt zu viele Flücht-

linge. Das meint auch die französische Regierung. Zu groß ist die Gefahr, dass sie einfach aus dem Zug aussteigen könnte. Also hat sie für eine Bahnfahrt keine Papiere erhalten. Ihre Eltern, vielleicht auch Freunde ihrer Eltern, haben das Geld aufgebracht, um ihr den Flug zu bezahlen. Sie fliegt zum ersten Mal in ihrem Leben.

Ilses Schwester, Vater und Mutter bleiben, das ist eine Katastrophe, in Deutschland. Die Eltern sind noch nicht emigriert, weil sie Ilses Schwester beschützen wollen. Berichte über die brennenden deutschen Synagogen hat Ilse kurz vor dem Abflug im Radio gehört.

Weil sie die letzten Jahre in Genf verbracht hat, ist Ilses Französisch hervorragend und ihre zweite Fremdsprache halb vergessenes Englisch. Sie hat die Internationale Schule Genf besucht. Einige amerikanische Mitschüler hatte sie und eigentlich hätte sie von ihnen Englisch lernen können. Aber vielleicht war sie zu beeindruckt von diesen Wesen: wie selbstbewusst sie waren und wie gut sie immer aussahen. So lässig, so offen, so hervorragend angezogen. Dieser eine Junge wusste alles über Politik und konnte zusätzlich noch, als wenn das nichts sei, unfassbar gut Klavier spielen. Chopin. Wie oft sie in Genf Chopin gehört hat. Aber sie hat diesen Jungen wie die anderen Amerikaner eher aus der Ferne bewundert.

Einen spezifischen Engländer fand sie ebenfalls eindrucksvoll. Mit der Schule hat sie Sitzungen des Völkerbunds besucht. Dort hat sie Anthony Eden mit eigenen Augen gesehen. Bei ihm handelte es sich um einen wirklich sehr eleganten Außenminister, in den sich gleich mehrere ihrer Mitschülerinnen, möglicherweise auch sie selbst, noch im Sitzungssaal verliebten.

Unter ihr liegt erst der Ärmelkanal, dann England. Und dann kann sie den Tower erkennen und das Terminal. Die Maschine

fliegt eine Schleife über dem Süden von London und sie schaut aus dem Fenster und genau jetzt, in diesem Moment, gehen in Croydon die Lichter an.

Jemand hat ihr kurz vor der Abreise gesagt, in England gebe es ein Überangebot von Frauen. Ilse hält sich selbst für nicht sonderlich attraktiv. Also geht sie davon aus, dass sie in diesem Land wohl keinen Mann finden wird.

Aber das ist nicht das, was sie wirklich beschäftigt. Sie denkt an ihre Eltern, die zurückgeblieben sind. Sie ist nur die Vorhut der Familie. Auch die Eltern müssen sich retten und Deutschland verlassen. Vielleicht schaffen sie es nach England, vielleicht direkt in die USA.

Nach der Landung in Croydon geht die Fahrt in einen anderen Londoner Vorort. Ihr Cousin Willy wohnt in einem kleinen roten Haus in einer sehr langen Reihe anderer kleiner roter Häuser. Ilse tritt durch die Vordertür und steht gleich vor der Hintertür.

Willy ist eher ein Onkel als ein Vetter: Er ist gut dreißig Jahre älter als sie. In Heidelberg wohnte er mit Frau und Sohn in einer Villa. Hier in London versperren Heidelberger Möbel den Weg, schwere Eiche, eleganter Ahorn, um die herum es in der Villa sehr viel mehr Platz gab.

Im Radio läuft die BBC. »In Town Tonight«, eine Unterhaltungsshow. Am Ende sagt jemand: »Carry on, London!« Sie ist überrascht, dass auf dem Esstisch eine Wachstischdecke liegt und kein Stofftisch Tuch. Ihr Cousin und sie kommen beide aus einer Welt, in der stets nur Textilien die Tafel dekorierten. Ihr Großvater mütterlicherseits hat in Frankfurt am Main mit den innovativen kochechten, waschechten Lenco-Tischtüchern ein Unternehmen aufgebaut – florierend, bis vor kurzem. Jetzt schaut Ilse auf eine zwar durchaus moderne, wohl auch tendenziell ge-

schmackvolle Decke, schwarz mit roten Punkten, aber ihr wird klar, dass sie noch nie in einem so bescheidenen Haushalt zu Gast war. Das heißt wohl, dass sich alles in ihrem Leben verändert hat.

Mit vierzehn war sie eines Tages aus dem Binger Lyzeum nach Hause gekommen, hatte sich ins Bett gelegt, geheult und nicht aufgehört zu heulen.

Drei Weinbaugebiete begegnen sich in Bingen: Rheinhessen, die Nahe, der Rheingau. Ilses Heimatstadt nannte sich in den Dreißigerjahren »die fröhliche Weinstadt am Rhein«. Wenn die Dampfer stromaufwärts Richtung Bingen fuhren und an der Lorelei vorbeikamen, dann sangen die Passagiere: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten«. Manche gedankenverlorenen Fahrgäste sangen das Lied auch dann noch, als jedem klar sein musste, dass Heinrich Heine, Verfasser dieser Zeilen, nun geächtet und das Lied daher unsingbar war. Am Binger Rheinufer aß man eine Brezel beim »Bretzelbub«. Am Kiosk kaufte man Ansichtskarten. Ein Motiv stand in besonders vielen Varianten auf den Kartenständern: der Diktator. Mit Hund, mit Kindern, im Braunhemd, im Trenchcoat, im Cut, im Stresemann. Man trank ein Glas Wein. Das wilde Urinieren betrunkenener Touristen war ein Problem in Bingen. So sah es die *Rhein- und Nahe-Zeitung*. In einem Festzelt spielte sieben Tage in der Woche eine Tanzkapelle. »Annemarie« war einer ihrer Standards: »Und schießt mich eine Kugel tot / kann ich nicht heimwärts wandern / dann wein' dir nicht die Augen rot / nimm halt einen andern.« Bingen-Besucher sangen gern »Annemarie«, wenn sie durch die Gassen wankten. Der Rhein sei der deutsche »Schicksalsstrom«, sagte ein Binger Werbeprospekt. »Stunden am Rhein« seien »Stunden tiefsten Erlebens«. ²

Die Familie Groß wohnte einige Gehminuten vom Schicksalsstrom entfernt – kurz vor dem eleganten neuen Gebäude der



1934: Ilse Groß, dreizehn Jahre alt.